



Leseprobe

Frederick Forsyth
Der Afghane
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 12. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein Anschlag soll die Welt erschüttern. Nur ein Mann kann ihn verhindern – wenn er scheitert, werden Unschuldige sterben.

Als der britische und amerikanische Geheimdienst eine Terrorzelle hochnehmen, finden sie Beweise, die auf einen geplanten Anschlag hindeuten. Doch weder Ort noch Zeitpunkt des Angriffs werden in den Unterlagen preisgegeben. Es bleibt nur eine Chance, um die Katastrophe abzuwenden: Ein Agent muss in das Terrornetzwerk eingeschleust werden. Schnell fällt die Wahl auf Mike Martin, einen erfahrenen Offizier des britischen Secret Intelligence Service, der mit der Sprache und Kultur des Nahen Ostens aufgewachsen ist. Doch schon bald geraten die Dinge außer Kontrolle und ein atemloser Wettlauf gegen die Zeit beginnt ...

Einer von Frederick Forsyths erfolgreichsten Agententhrellern – jetzt in neuer Ausstattung.



Autor

Frederick Forsyth

Frederick Forsyth, geboren 1938 in Ashford/Kent, war mit 19 Jahren jüngster Pilot der Royal Air Force. Danach arbeitete er als Reporter unter anderem für die BBC. Mit »Der Schakal« gelang ihm schließlich der internationale Durchbruch als Autor. Bis heute wurden seine Thriller, allesamt Bestseller, weltweit mehr als siebenzig Millionen Mal verkauft. Zuletzt erschien »Der Fuchs«. Forsyth lebt in Buckinghamshire, England.

FREDERICK FORSYTH, geboren 1938 in Ashford/Kent, war mit 19 Jahren jüngster Pilot der Royal Air Force. Danach arbeitete er als Reporter unter anderem für die BBC. Mit »Der Schakal« gelang ihm schließlich der internationale Durchbruch als Autor. Bis heute wurden seine Thriller, allesamt Bestseller, weltweit mehr als siebenzig Millionen Mal verkauft. Zuletzt erschien »Der Fuchs«.

Forsyth lebt in Buckinghamshire, England.

Außerdem von Frederick Forsyth lieferbar:

Der Fuchs
Der Rächer

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Wieder für Sandy

ERSTER TEIL

STINGRAY

EINS

Wenn der junge Talib-Leibwächter gewusst hätte, dass ihm dieser Handyanruf den Tod bringen würde, hätte er es nicht getan. Aber er wusste es nicht, und so tat er es, und es geschah.

Am 7. Juli 2005 ließen vier Selbstmordattentäter in der Londoner Innenstadt ihre Rucksackbomben explodieren. Sie töteten zweiundfünfzig Pendler und verletzten ungefähr siebenhundert Personen, von denen mindestens einhundert ihr Leben lang verkrüppelt sein werden.

Drei der vier stammten aus pakistanischen Einwandererfamilien, aber sie waren in Großbritannien geboren und aufgewachsen. Der vierte war gebürtiger Jamaikaner, naturalisierter Brite und zum Islam übergetreten. Er und ein anderer waren noch Teenager; der dritte war zweiundzwanzig und der Führer der Gruppe dreißig. Alle waren radikalisiert oder durch Gehirnwäsche zu extremen Fanatikern gemacht worden – nicht im Ausland, sondern im Herzen von England, in extremistischen Moscheen, in denen sie Hetzpredigern gelauscht hatten.

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach der Explosion waren die Täter identifiziert und ihr Wohnsitz ermittelt; sie waren allesamt im Norden Englands ansässig, in Leeds und Umgebung, und tatsächlich hatten alle einen mehr oder weniger stark ausgeprägten Yorkshire-Dialekt gesprochen. Der Anführer war ein Sonderschullehrer namens Mohammed Siddique Khan.

Bei der Durchsuchung ihrer Wohnungen stieß die Polizei auf einen kleinen Schatz, über den sie die Öffentlichkeit nicht informierte. Vier Quittungen belegten, dass einer der beiden Älteren Billig-Handys gekauft hatte, Tri-Band-Geräte, die fast überall auf der Welt benutzt werden können, ausgestattet mit Prepaid-Kar-

ten im Wert von zwanzig Pfund. Diese Telefone waren bar bezahlt worden, und sie waren verschwunden. Aber die Polizei konnte ihre Nummern ermitteln und setzte sie auf eine Watchlist für den Fall, dass sie jemals aktiviert werden sollten.

Die Ermittlungen ergaben außerdem, dass Siddique Khan und sein engster Vertrauter in der Gruppe, ein junger Pandschabi namens Shezad Tanweer, im November zuvor drei Monate in Pakistan verbracht hatten. Mit wem sie dort zusammengetroffen waren, ließ sich nicht mehr feststellen, aber einige Wochen nach den Anschlägen strahlte der arabische Fernsehsender al-Dschasira ein kämpferisches Video von Siddique Khan bei der Planung seines Todes aus, und es war klar, dass dieses Video während seines Aufenthalts in Islamabad gedreht worden war.

Erst im September 2006 stellte sich heraus, dass einer der Bombenattentäter eines der »blütenreinen«, unauffindbaren Handys mitgenommen und seinem al-Qaida-Ausbilder/Koordinator geschenkt hatte. (Die britische Polizei hatte bereits nachgewiesen, dass keiner der Attentäter über genügend technische Fähigkeiten verfügte, die Bomben ohne fremde Hilfe und Anleitung selbst zu bauen.)

Wer immer dieser hochrangige al-Qaida-Vertreter war, er gab dieses Geschenk allem Anschein nach als Zeichen des Respekts an ein Mitglied des inneren Führungszirkels um Osama bin Laden weiter, der sich in den kargen Bergen von Süd-Wasiristan an der afghanisch-pakistanischen Grenze westlich von Peschawar versteckt hielt. Sicher war es nur für Notfälle gedacht, denn alle al-Qaida-Kämpfer sind äußerst zurückhaltend im Umgang mit Mobiltelefonen. Aber zu jenem Zeitpunkt konnte der Schenkende nicht wissen, dass der britische Fanatiker so dumm gewesen war, die Quittung auf seinem Schreibtisch in Leeds liegen zu lassen.

Bin Ladens inneres Komitee hat vier Unterabteilungen, die für Einsätze, Finanzierung, Propaganda und Doktrin zuständig sind. Jede Abteilung hat einen eigenen Chef, und nur Bin Laden und seine rechte Hand Aiman al-Sawahiri sind ranghöher als

diese vier. Im September 2006 war der Verantwortliche für die Finanzierung der gesamten Terrorgruppe Sawahiris ägyptischer Landsmann Tewfik al-Qur.

Aus Gründen, die später ans Licht kamen, hielt sich dieser am 15. September unter strenger Tarnung in der pakistanischen Stadt Peschawar auf, nach der Rückkehr von einer gefährlichen, ausgedehnten Reise außerhalb der Bergfestung. Er wartete auf die Ankunft des Führers, der ihn wieder in die wasirischen Berge und zum Scheich zurückbringen sollte.

Um ihn bei seinem kurzen Aufenthalt in Peschawar zu schützen, hatte man ihm vier einheimische Zeloten der Taliban-Bewegung zugewiesen. Wie alle, die in den nordwestlichen Bergen beheimatet sind, in der Region der wilden Stammesgebiete, die sich an dieser unregierbaren Grenze entlangzieht, waren diese Männer formell gesehen Pakistani, aber ihrer Stammeszugehörigkeit nach betrachteten sie sich als Wasiri. Sie sprachen Paschto, nicht Urdu, und ihre Loyalität galt den Paschtunen, zu denen die Wasiri als Untergruppe gehören.

Alle waren aus der Gosse in eine *madrasa* geholt und dort erzogen worden, in einer Koranschule extremistischer Ausrichtung, geführt von der islamischen Wahhabi-Sekte, der härtesten und intolerantesten von allen. Sie besaßen weder Kenntnisse noch Fähigkeiten auf irgendeinem anderen Gebiet als dem der Koran-Rezitation und waren somit wie Millionen anderer *madrasa*-gebildeter junger Männer buchstäblich ungeeignet für jede Art von Arbeit. Wenn das Oberhaupt ihres Klans sie jedoch mit einer Aufgabe betraute, würden sie dafür sterben. In jenem September hatten sie den Auftrag, einen Ägypter mittleren Alters zu beschützen, der nilotisches Arabisch sprach, aber auch genügend Paschto, um sich zu verständigen. Einer dieser vier jungen Männer war Abdelahi, und sein Handy war sein Stolz und sein ganzes Glück. Leider war der Akku leer, denn er hatte vergessen, ihn aufzuladen.

Die Mittagsstunde war vorüber. Zum Gebet in die benachbarten Moschee zu gehen war zu gefährlich, und so hatte al-Qur

zusammen mit seinen Leibwächtern in der Wohnung im obersten Stock eines Hauses gebetet. Dann hatte er eine karge Mahlzeit eingenommen und sich zu einer kurzen Ruhe zurückgezogen.

Abdelahis Bruder wohnte einige hundert Meilen weiter westlich in der nicht weniger fundamentalistischen Stadt Quetta, und ihre Mutter war krank gewesen. Abdelahi wollte sich nach ihr erkundigen und versuchte, mit dem Handy durchzukommen. Was immer er sagen wollte, würde wenig bemerkenswert sein – nur ein paar der Trillionen Worte »Geplauder«, die täglich durch den Äther der fünf Kontinente gehen. Aber sein Telefon funktionierte nicht. Einer seiner Gefährten wies ihn auf das Fehlen der schwarzen Striche in der Ladestandsanzeige hin und erklärte ihm den Ladevorgang. Dann sah Abdelahi das Handy auf dem Attäckoffler des Ägypters im Wohnzimmer liegen.

Es war vollgeladen. Ohne lange zu überlegen, griff er danach, wählte die Nummer seines Bruders und hörte den rhythmischen Ruftön, als im fernen Quetta das Telefon klingelte. Und in dem unterirdischen Kaninchenbau verschachtelter Räume in Islamabad, in dem sich die Lauschabteilung des Counter Terrorist Centre, der pakistanischen Antiterror-Zentrale, befand, begann ein rotes Lämpchen zu blinken.

Viele, die in Hampshire wohnen, betrachten es als das schönste County Englands. An seiner Südküste, am Wasser des Ärmelkanals, liegen Southampton mit seinem großen Überseehafen und Portsmouth mit der Werft der Royal Navy. Verwaltungszentrum ist die historische Stadt Winchester, die von einer fast tausend Jahre alten Kathedrale beherrscht wird.

Im Herzen von Hampshire, abseits der Autobahnen und Hauptstraßen befindet sich das stille Tal des River Meon. An den Ufern dieses sanften Flüsschens liegen Dörfer und Städtchen, deren Ursprünge bis in die Zeit der Angelsachsen zurückreichen.

Eine einzelne Straße der Kategorie A führt von Süden nach Norden durch dieses Flusstal; der Rest ist ein Gewirr gewunde-

ner Landstraßen, gesäumt von überhängenden Bäumen, Hecken und Wiesen. Urtümliches Bauernland; wenige Felder sind größer als vier Hektar, und noch weniger Höfe haben mehr als zweihundert Hektar. Die meisten Bauernhäuser sind alte, schindelgedeckte Ziegelfachwerkbauten, zu denen große und schöne Scheunen gehören.

Der Mann, der auf dem First so einer Scheune saß, überblickte das ganze Panorama des Meontals und sah das nächste Dorf, Meonstoke, das eine knappe Meile weit entfernt lag, aus der Vogelperspektive. Zur selben Zeit, als Abdelahi mehrere Zeitzeonen weiter östlich den letzten Anruf seines Lebens tätigte, wischte sich der Mann auf dem Dach den Schweiß von der Stirn und nahm seine Arbeit wieder auf: Sorgfältig löste er die Tonziegel, mit denen das Dach vor mehreren hundert Jahren gedeckt worden war.

Eigentlich hätte er eine Kolonne erfahrener Dachdecker beschäftigen sollen, die erst mal die ganze Scheune eingerüstet hätten. Mit ihnen wäre die Arbeit schneller und sicherer vonstattengegangen, aber auch sehr viel teurer geworden. Und das war das Problem. Der Mann mit dem Klauenhammer war ein ehemaliger Soldat, der nach fünfundzwanzig Jahren aus dem Militärdienst ausgeschieden war, und den größten Teil seines Entlassungsgeldes hatte er verbraucht, um sich den Traum seines Lebens zu erfüllen, ein Haus auf dem Land zu kaufen und endlich ein Zuhause zu haben. Daher diese Scheune mit ihren vier Hektar Land und einem Feldweg, der zur nächsten Landstraße und weiter zum Dorf führte.

Aber Soldaten sind meist nicht daran gewöhnt, mit Geld umzugehen, und die Kosten für den Ausbau der mittelalterlichen Scheune zu einem Landhaus und behaglichen Heim waren von Firmen, die auf solche Projekte spezialisiert waren, auf atemberaubende Höhen veranschlagt worden. Deshalb hatte er beschlossen, alles selbst zu machen – ganz gleich, wie lange es dauern mochte.

Das Anwesen war idyllisch genug. Vor seinem geistigen Auge

sah er das Dach in seiner einstigen Pracht wiederhergestellt. Den unbeschädigten Teil der alten Pfannen würde er behalten und die restlichen bei einer Baustoffhandlung kaufen, die gut erhaltenes Material aus Abbruchhäusern auf Lager hatte. Das Gebälk des Stichbalkendachs war noch so stabil wie an dem Tag, als es aus dem Eichenstamm gehauen worden war, aber die Sparren würden entfernt und mit einer guten, modernen Dämmschicht wieder angebracht werden müssen.

Er malte sich das Wohnzimmer aus, die Küche, das Arbeitszimmer und die Diele, die er dort anlegen würde, wo jetzt der Staub auf den letzten alten Heuballen lag. Für die Elektro- und Wasserinstallation würde er Fachleute brauchen, das war ihm klar, aber er hatte sich bereits am Southampton Technical College zu Abendkursen über Maurer-, Tischler- und Glaserarbeiten angemeldet.

Eines Tages würde es hier eine mit Steinplatten ausgelegte Terrasse und einen Küchengarten geben; aus dem Feldweg würde eine kiesbedeckte Zufahrt geworden sein, und im alten Obstgarten würden Schafe grasen. Nachts, wenn er auf der Koppel campierte – die Natur hatte ihm noch einmal eine milde, spätsommerliche Wärmeperiode gegönnt –, ging er die Zahlen durch und rechnete sich aus, dass sein knappes Budget mit Geduld und viel harter Arbeit für all das ausreichen würde.

Er war vierundvierzig und hatte olivbraune Haut, schwarzes Haar und schwarze Augen, und seine schlanke Erscheinung wirkte hart und muskulös. Und er hatte genug. Genug von Wüsten und Dschungeln, genug von Malaria und Blutegehn, genug von eisiger Kälte und durchfrorenen Nächten, genug von verdorbenem Essen und schmerzenden Gliedern. Er würde sich einen Job in der Nähe suchen, einen Labrador oder zwei Jack Russels anschaffen und vielleicht sogar eine Frau finden, die dieses Leben mit ihm teilte.

Der Mann auf dem Dach löste noch einmal zwölf Pfannen ab, behielt die zehn unversehrten und warf die Scherben der zerbrochenen hinunter, und in Islamabad blinkte das rote Lämpchen.

Viele glauben, bei einer Prepaid-Handykarte fallen keine weiteren Rechnungen an. Das stimmt für den Käufer und Nutzer, aber nicht für den Service-Provider. Wenn das Handy auch außerhalb des Sendebereichs, in dem es gekauft wurde, benutzt wird, kommt es zu weiteren Abrechnungen, nämlich zwischen den verschiedenen Mobilfunkbetreibern, und die werden von deren Computern erledigt.

Als Abdelahis Anruf von seinem Bruder in Quetta entgegengenommen wurde, nutzte er Sendezeit von der Funkantenne außerhalb Peschawars. Diese Funkantenne gehört Paktel. Also machte der Computer bei Paktel sich auf die Suche nach dem Verkäufer der SIM-Karte in England, um ihm auf elektronischem Wege mitzuteilen: »Einer deiner Kunden verbraucht meine Zeit und Kapazität, und dafür schuldest du mir etwas.« Aber das pakistanische Counter Terrorist Centre verlangte schon seit Jahren, dass Paktel und sein Konkurrent Mobitel sämtliche in ihren Netzen ein- und ausgehenden Telefonate an ihre Abhörabteilung weiterleiteten. Und von den Briten alarmiert, hatte das CTC Abhörcomputer mit einer britischen Software ausgestattet, die Abfangroutinen für bestimmte Nummern enthielt. Eine davon war plötzlich aktiv geworden.

Der junge, Paschto sprechende pakistanische Army Sergeant, der das Schaltpult überwachte, drückte auf eine Taste, und sein vorgesetzter Offizier meldete sich, hörte ein paar Sekunden lang zu und fragte: »Was sagt er?«

Der Sergeant lauschte kurz. »Etwas über seine Mutter. Anscheinend spricht er mit seinem Bruder.«

»Von wo?«

Ein kurzer Blick auf den Monitor. »Über den Sender Peschawar.«

Weitere Fragen an den Sergeant waren nicht nötig. Das komplette Telefonat wurde automatisch für die spätere Auswertung aufgezeichnet. Die dringlichste Aufgabe war jetzt, den Anrufer zu lokalisieren. Der diensthabende Major bezweifelte, dass dies mit einem einzigen kurzen Telefonat gelingen konnte.

An seinem Schreibtisch hoch über den unterirdischen Räumen des CTC drückte der Major nacheinander drei Kurzwahltasten, und im Büro des Leiters der Außenstelle in Peschawar klingelte das Telefon.

Jahre zuvor, und sicherlich vor dem heute als 9/11 bekannten Ereignis, der Zerstörung des World Trade Center am 11. September 2001, war der militärische Nachrichtendienst Pakistans, das Inter-Services Intelligence Department oder kurz ISI, von fundamentalistischen Muslimen der pakistanischen Armee unterwandert gewesen. Das war sein Problem und der Grund für seine umfassende Unzuverlässigkeit im Kampf gegen die Taliban und ihre Gäste von al-Qaida.

Doch dem pakistanischen Präsidenten General Musharraf war wenig anderes übrig geblieben, als den nachdrücklich formulierten »Rat« der USA zu befolgen und sein Haus zu säubern. Ein Teil dieses Programms bestand in der kontinuierlichen Rückversetzung extremistischer ISI-Offiziere in den normalen Militärdienst; ein anderer Teil war die Einrichtung der Eliteabteilung CTC innerhalb des ISI, besetzt mit einer neuen Generation junger Offiziere, die für islamistischen Terror nichts übrig hatten, so fromm sie auch sein mochten. Einer von ihnen war der ehemalige Panzerkommandeur Colonel Abdul Razak. Er leitete das CTC in Peschawar, und er nahm den Anruf um vierzehn Uhr dreißig entgegen.

Er hörte seinem Kollegen aus der Hauptstadt aufmerksam zu und fragte dann: »Wie lange?«

»Bisher ungefähr drei Minuten.«

Colonel Razaks Büro lag zum Glück nur achthundert Meter weit vom Paktel-Sendemast entfernt, innerhalb des Radius von maximal tausend Metern, in dem sein Ortungsgerät zuverlässig funktionierte. Mit zwei Technikern stürmte er auf das Flachdach des Bürogebäudes, und das Peilgerät suchte die Stadt ab und grenzte die Herkunft des Signals immer weiter ein.

In Islamabad meldete der Sergeant im Abhörraum seinem Vorgesetzten: »Das Gespräch ist beendet.«

»Verdammt«, knurrte der Major. »Drei Minuten und vierundvierzig Sekunden. Na ja, mehr konnte man kaum erwarten.«

»Aber anscheinend hat er das Handy nicht abgeschaltet«, sagte der Sergeant.

In der Wohnung im obersten Stock eines Hauses in der Altstadt von Peschawar hatte Abdelahi seinen zweiten Fehler begangen. Als er hörte, wie der Ägypter aus seinem Zimmer kam, beendete er hastig das Gespräch mit seinem Bruder und schob das Handy unter ein Kissen. Aber er vergaß, es abzuschalten. Colonel Razaks nur eine halbe Meile entfernter Peilstrahl kam immer näher.

Sowohl der britische Geheimdienst, der Secret Intelligence Service SIS, und die amerikanische Central Intelligence Agency CIA betreiben umfangreiche Niederlassungen in Pakistan – aus naheliegenden Gründen. Pakistan ist eine der Hauptkriegszonen im derzeitigen Kampf gegen den Terrorismus. Die Stärke der westlichen Allianz beruht – schon seit 1945 – nicht zuletzt auf der guten Zusammenarbeit der beiden Dienste.

Es hat Streitigkeiten gegeben, besonders anlässlich der Welle britischer Verräter, angefangen mit Philby, Burgess und McLean im Jahr 1951. Dann mussten die Amerikaner erkennen, dass auch sie auf eine ganze Schurkengalerie von Verrätern hereingefallen waren, die für Moskau arbeiteten, und damit hörte der Hickhack zwischen den beiden Geheimdiensten auf. Das Ende des Kalten Krieges 1991 verleitete Politiker auf beiden Seiten des Atlantiks zu der törichten Annahme, dass jetzt endlich dauerhafter Frieden eingekehrt sei. Doch genau in diesem Augenblick wurde lautlos und verborgen in den Tiefen des Islam ein neuer Kalter Krieg geboren.

Nach dem 11. September gab es keine Rivalitäten mehr, und selbst die traditionellen Kuhhändler hörten auf. Die neue Regel hieß: Wenn wir was haben, bekommt ihr etwas davon ab. Und umgekehrt. Beiträge zu diesem gemeinsamen Kampf kommen von einer Vielzahl anderer ausländischer Dienste, aber niemand arbeitet so eng zusammen wie die Informationssammler der Anglosphäre.

Colonel Razak kannte die beiden Geheimdienstchefs in seiner Stadt. Sein persönliches Verhältnis zu dem SIS-Mann Brian O'Dowd war das bessere, und das auffällige Handy war von den Briten entdeckt worden. Also rief er zuerst O'Dowd an, als er vom Dach kam.

In diesem Augenblick ging Mr. al-Qur ins Bad, und Abdelahi langte unter das Kissen, um das Handy hervorzuholen und wieder auf den Attachékoffer zu legen, wo er es gefunden hatte. Schuldbewusst und erschreckt sah er, dass es noch eingeschaltet war. Sofort schaltete er es aus. Dabei dachte er an Batteriever-schwendung, nicht an eine mögliche Entdeckung. Aber es war ohnehin acht Sekunden zu spät. Das Ortungsgerät hatte seine Arbeit getan.

»Sie haben es tatsächlich gefunden?«, rief O'Dowd. Plötzlich kam ihm der Tag wie Weihnachten und mehrere Geburtstage zu-sammen vor.

»Ohne Frage, Brian. Der Anruf kam aus der obersten Etage eines fünfstöckigen Gebäudes in der Altstadt. Zwei meiner Un-dercover-Leute sind dorthin unterwegs, um sich das Haus und die Zugänge anzusehen.«

»Wann wollen Sie zugreifen?«

»Sobald es dunkel ist. Ich würde gern bis drei Uhr morgens ab-warten, aber das Risiko ist zu groß. Bis dahin könnte der Vogel ausgeflogen sein ...«

Colonel Razak war ein Jahr am Camberley Staff College in England gewesen und hatte einen vom Commonwealth geför-dernten Kurs absolviert, und er war stolz auf seine Beherrschung des englischen Idioms.

»Kann ich mitkommen?«

»Möchten Sie das gern?«

»Ist der Papst katholisch?«, fragte der Ire.

Razak lachte laut. Dieses Wortgeplänkel gefiel ihm. »Als ein-ner, der an den einen wahren Gott glaubt, kann ich das nicht be-antworten«, sagte er. »Also gut. Um sechs in meinem Büro. Aber Mufti. Und ich meine unser Mufti.«

»Mufti« bedeutete Zivilkleidung: Keine Uniformen, aber auch nichts Westliches, wollte er damit sagen. In der Altstadt, vor allem im Qissa Khawani Basar, erregten nur das *shalwar kameez* aus weiter Hose und langem Hemd und die Gewänder und Turbane der Bergstämme keine Aufmerksamkeit, und daran hatte sich auch O'Dowd zu halten.

Der britische Agent erschien kurz vor sechs in seinem schwarzen Toyota Land Cruiser mit den schwarz getönten Scheiben. Ein britischer Landrover wäre vielleicht patriotischer gewesen, aber der Toyota war das bevorzugte Fahrzeug der einheimischen Fundamentalisten und würde deshalb nicht weiter auffallen. Er brachte eine Flasche Chivas Regal mit, Abdul Razaks Lieblingsgetränk. Er hatte seinen pakistanischen Freund einmal wegen seiner Vorliebe für das alkoholische Destillat aus Schottland getadelt.

»Ich betrachte mich als guten, jedoch nicht als besessenen Muslim«, hatte Razak erklärt. »Ich rühre kein Schweinefleisch an, aber ich finde nichts Verwerfliches am Tanzen oder an einer guten Zigarre. Diese Dinge zu verbieten, das ist Taliban-Fanatismus, den ich nicht teile. Und was die Traube oder auch das Korn angeht – in den ersten vier Kalifaten war das Weintrinken weit verbreitet, und wenn ich eines Tages im Paradies von jemandem dafür gescholten werde, der höher steht als Sie, werde ich den allbarmherzigen Allah um Vergebung bitten. Bis dahin können Sie aber ruhig noch einmal einschenken.«

Es war vielleicht merkwürdig, dass ein Panzeroffizier einen guten Polizisten abgab, doch Abdul Razak war einer. Er war sechsunddreißig, verheiratet und Vater zweier Kinder, gebildet. Er besaß die Fähigkeit zu lateralem Denken und war ruhig und feinfühlig, und seine Taktik war die des Mungo vor der Kobra, nicht die eines wütenden Elefanten. Er wollte die Wohnung im Obergeschoss des Wohnhauses nicht mit einem wilden Feuergefecht stürmen, wenn es sich vermeiden ließe. Er würde ruhig und unauffällig vorgehen.

Peschawar ist eine uralte Stadt, und der Qissa Khawani Basar

ist ihr ältester Teil. Viele Jahrhunderte hindurch rasteten hier die Karawanen, die die große Handelsstraße über den Khyberpass nach Afghanistan bereisten, um Menschen und Kamele zu erfrischen. Und wie jeder gute Basar hat auch der Qissa Khawani stets alles geboten, was der Mensch zum Leben braucht: Wolldecken, Tücher, Teppiche, Messinggeräte, Kupferschalen, Lebensmittel und Getränke. Das ist noch heute so.

Das Treiben hier ist multiethnisch und vielsprachig. Wer sich auskennt, sieht die Turbane der Afridi, Wasiri, Ghilzai und der Pakistani aus der Umgebung und dazwischen die Mützen aus der Stadt Chitral im Norden des Landes und die pelzbesetzten Wintermützen der Tadschiken und Usbeken.

In diesem Labyrinth aus engen Straßen und Gassen, in denen man jeden Verfolger abschütteln kann, finden sich die Läden und Stände des Uhrenbasars, des Korbbasars und der Geldwechsler; es gibt den Vogelbasar und den Basar der Geschichtenerzähler. In den Zeiten des Empires nannten die Briten Peschawar den Piccadilly Zentralasiens.

Die Wohnung, in der das Peilgerät den Telefonanruf geortet hatte, lag in einem der hohen, schmalen Gebäude mit kunstvoll geschnitzten Balkonen und Fensterläden, vier Etagen hoch über einem Teppichlager an einer Gasse, die gerade breit genug für ein Auto war. Wegen der Sommerhitze haben diese Häuser flache Dächer, wo die Bewohner die kühle Nachtluft genießen können, und von der Straße aus zugängliche, offene Treppenhäuser. Colonel Razak führte seinen Trupp leise und zu Fuß heran.

Er schickte vier Mann, alle in Stammeskleidung, auf das Dach eines Gebäudes, das vier Häuser weit vom Zielobjekt entfernt war. Als sie oben angekommen waren, schlichen sie sich von Dach zu Dach, bis sie das Haus erreicht hatten. Hier warteten sie auf ihr Zeichen. Der Colonel führte sechs Mann die Außentreppe hinauf. Alle trugen eine Maschinenpistole unter ihren Gewändern, nur der erste nicht – ein muskelbepackter Pandshabi, der den Rammbock trug.

Als Brian O'Dowd später versuchte, sich an alles zu erinnern,

kam es ihm extrem schnell und verschwommen vor. Und den gleichen Eindruck hatten auch die Bewohner.

Die Eingreiftruppe hatte keine Ahnung, wie viele Leute sich in der Wohnung aufhielten oder was sie dort vorfinden würden. Es konnte eine kleine Armee sein oder eine Familie beim Essen. Sie kannten nicht einmal den Grundriss der Wohnung; Baupläne werden vielleicht in London oder New York archiviert, aber nicht in Peschawar. Sie wussten nur, dass hier jemand ein Handy benutzt hatte, nach dem gefahndet wurde.

Was sie vorfanden, waren vier junge Männer vor dem Fernseher. Zwei Sekunden lang befürchtete die Eingreiftruppe, sie sei in einen völlig unschuldigen Haushalt eingedrungen. Aber dann sahen sie, dass diese jungen Männer dicke Bärte trugen, dass sie aus den Bergen stammten und dass einer – der mit dem schnellsten Reaktionsvermögen – unter seinem Gewand nach einer Waffe griff. Sein Name war Abdelahi, und er starb, als vier Kugeln aus einer Heckler & Koch MP5 ihn in die Brust trafen. Die anderen drei wurden überwältigt, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten. Colonel Razak hatte sich deutlich ausgedrückt: Er wollte sie nach Möglichkeit lebend haben.

Ein Krachen aus dem Schlafzimmer signalisierte die Anwesenheit eines fünften Mannes. Der Pandschabi hatte seinen Rammbock fallen lassen, aber seine Schulter genügte für die Tür: Sie flog ins Zimmer, und zwei harte CTC-Männer stürmten hinein, gefolgt von Colonel Razak. Mitten im Zimmer stand ein Araber mittleren Alters, die Augen groß und rund vor Angst oder Hass. Er bückte sich nach dem Laptop, den er auf die Terracotta-Fliesen geworfen hatte, um ihn zu zerstören. Dann begriff er, dass er keine Zeit mehr hatte. Er drehte sich um und rannte zum weit offenen Fenster. »Haltet ihn«, schrie Colonel Razak, aber die Pakistani bekamen den Mann nicht zu fassen. Wegen der Hitze war der Ägypter nackt bis zur Taille, und seine Haut war glitschig vom Schweiß. Ohne an der Balustrade zu zögern, sprang er hinaus und landete zwölf Meter weiter unten auf dem Kopfsteinpflaster. Innerhalb von Sekunden hatten sich Neugierige

um ihn versammelt, doch der al-Qaida-Financier gurgelte nur zweimal und war tot.

Im Haus und auf der Straße brach Chaos aus. Leute rann-ten und schrien durcheinander. Über sein Handy beorderte der Colonel die vierzig uniformierten Soldaten heran, die er vier Straßen weiter in Kleinbussen mit schwarz verspiegelten Scheiben postiert hatte. Sie stürmten durch die Gasse, um die Ordnung wiederherzustellen – falls man ein noch größeres Chaos so nennen kann. Aber sie erfüllten ihren Zweck: Sie riegelten das Wohnhaus ab. Colonel Razak würde mit jedem Nachbarn und vor allem mit dem Hausbesitzer sprechen wollen, dem Teppichhändler im Erdgeschoss.

Der Leichnam auf der Straße wurde von den Soldaten eingekreist und zugedeckt. Eine Trage würde angefordert und der Tote ins Leichenschauhaus des Peschawar General Hospital gebracht werden. Noch immer hatte niemand die leiseste Ahnung, wer er war. Klar war nur, dass ihm der Tod lieber gewesen war als die liebevolle Aufmerksamkeit der Amerikaner im Lager von Bagram in Afghanistan, wohin Islamabad ihn nach einer kurzen Verhandlung mit dem CIA-Chef in Pakistan sicher überstellt hätte.

Colonel Razak wandte sich vom Balkon ab. Den drei Gefangenen wurden Handschellen angelegt und Kapuzen aufgesetzt. Um sie abzutransportieren, war eine bewaffnete Eskorte nötig. Die Gegend hier war Fundamentalistengebiet, und die Stammesangehörigen auf der Straße würden nicht auf seiner Seite stehen. Wenn die Gefangenen und der Leichnam weggeschafft wären, würde er die Wohnung noch genauestens nach irgendeinem Hinweis auf den Mann mit dem Handy durchkämmen.

Brian O'Dowd war gebeten worden, während der Razzia auf der Treppe zu warten. Jetzt war er im Schlafzimmer und hielt den beschädigten Toshiba-Laptop in den Händen. Beide wussten, dass sie hier höchstwahrscheinlich ein Kronjuwel gefunden hatten. Sämtliche Pässe, alle Handys, jeder noch so unbedeutende Fetzen Papier, die Gefangenen und die Nachbarn – alles

würde an einen sicheren Ort gebracht und gründlich ausgewertet und ausgequetscht werden. Aber zuerst der Laptop...

Der tote Ägypter war optimistisch gewesen, wenn er angenommen hatte, das Gehäuse des Laptops nur verbeulen zu müssen, um die goldene Ernte zu vernichten. Selbst der Versuch, die Dateien zu löschen, hätte nichts gebracht. In Großbritannien und in den USA gab es Spezialisten, die mit größter Sorgfalt die Festplatte ausbauen und das Zeichengewirr auf der Oberfläche ablösen würden, und sie würden jedes Wort entdecken, das der Toshiba jemals enthalten hatte.

»Ein Jammer – wer immer er war«, sagte der SIS-Agent.

Razak grunzte. Seine Entscheidung war richtig gewesen. Hätte er länger abgewartet, wäre der Mann verschwunden gewesen. Hätte er erst im Gebäude herumgestöbert, wären seine Agenten entdeckt worden, und der Vogel wäre ausgeflogen. Also hatte er schnell und hart zugegriffen, und wenn er nur fünf Sekunden mehr Zeit gehabt hätte, wäre der geheimnisvolle Selbstmörder jetzt in Handschellen. Razak würde eine Presseerklärung herausgeben: Ein unbekannter Krimineller sei bei dem Versuch, sich der Festnahme zu entziehen, zu Tode gekommen. Bis der Tote identifiziert wäre. Sollte sich herausstellen, dass es sich um ein hochrangiges al-Qaida-Mitglied handelte, würden die Amerikaner auf einer Pressekonferenz mit Pauken und Trompeten bestehen, um diesen Triumph bekannt zu geben. Er ahnte immer noch nicht, wie hochrangig Tewfik al-Qur tatsächlich gewesen war.

»Sie werden hier noch eine Weile festsitzen«, sagte O'Dowd. »Darf ich Ihnen den Gefallen tun, dafür zu sorgen, dass der Laptop wohlbehalten in Ihre Zentrale kommt?«

Zum Glück besaß Abdul Razak einen trockenen Humor. In seinem Beruf war das eine große Hilfe. In der Welt der Geheimagenten blieb nur einer, der Humor hatte, bei Verstand. Was ihm jetzt besonders gefiel, war das Wort »wohlbehalten«.

»Das wäre sehr freundlich von Ihnen«, erwiderte er. »Ich gebe Ihnen vier Mann mit, die Sie zu Ihrem Wagen eskortieren. Für

alle Fälle. Wenn das alles vorbei ist, müssen wir uns die unmoralische Flasche teilen, die Sie heute Abend mitgebracht haben.«

Der SIS-Mann drückte den Schatz an seine Brust und wurde, umringt von pakistanischen Soldaten, zu seinem Land Cruiser gebracht. Die technische Einrichtung, die er benötigte, befand sich bereits hinten im Wagen, und am Steuer saß ein loyaler Sikh und bewachte Fahrzeug und Gerät.

Sie fuhren an einen Ort außerhalb von Peschawar, wo O'Dowd den Toshiba mit seinem eigenen, größeren und leistungsfähigeren Tecra verband, und der Tecra öffnete eine Verbindung durch den Cyberspace zum britischen Communications Headquarter in Cheltenham in der Hügellandschaft der englischen Cotswolds.

O'Dowd wusste, was er zu tun hatte, aber von der für einen Laien undurchschaubaren Zauberei der Cybertechnologie hatte er nur nebelhafte Vorstellungen. Innerhalb weniger Sekunden und über tausende Meilen hinweg hatte Cheltenham den gesamten Inhalt der Festplatte des Toshiba an sich gebracht. Es hatte den Laptop so gründlich ausgeweidet, wie eine Spinne die Säfte aus einer gefangenen Fliege saugt.

O'Dowd fuhr den Laptop zur CTC-Zentrale und lieferte ihn ab. Aber noch ehe er dort ankam, hatte Cheltenham seinen Schatz an die amerikanische National Security Agency in Fort Meade in Maryland weitergeleitet. In Peschawar war es stockdunkel, in Cheltenham dämmerte der Abend, und in Maryland war es heller Nachmittag. Doch das bedeutete nichts. Im Innern des Government Communication Headquarters und der NSA scheint die Sonne nie. Dort gibt es weder Tag noch Nacht.

Die Lauschanlagen in den ausgedehnten Gebäudekomplexen – beide in dörflichen Landschaften gelegen – überziehen den Globus wie ein Netz von einem Pol zum andern. Die Trillionen von Wörtern, die jeden Tag in fünfhundert Sprachen und über tausend Dialekten durch den Äther gehen, werden hier gehört, gesiebt, sortiert, verworfen oder behalten und, falls sie interessant sind, analysiert und verfolgt.

Aber das ist nur der Anfang. Beide Behörden codieren und

entschlüsseln Hunderte von Chiffren, und jede hat Spezialabteilungen, die für Datenrettung und die Verfolgung von Computerkriminalität zuständig sind. Während der Planet sich in einen neuen Tag und eine neue Nacht hinein drehte, machten die beiden Behörden sich daran, die Maßnahmen, mit denen al-Qur seine privaten Dateien zu löschen geglaubt hatte, zu annullieren. Die Experten fanden diese Dateien in den Tiefen der Festplatte und legten die Schlupfspeicher frei.

Man hat diesen Prozess mit der Arbeit eines erfahrenen Kunstrestaurators verglichen. Mit unendlicher Sorgfalt werden die oberen Schmutz- und Übermalungsschichten von einem Gemälde entfernt, bis das verborgene Werk darunter zutage tritt. Genau so offenbarte Mr. al-Qurs Toshiba nach und nach all die Dokumente, die er gelöscht oder überschrieben zu haben glaubte.

Natürlich hatte Brian O'Dowd seinen vorgesetzten Kollegen, den Niederlassungsleiter in Islamabad, alarmiert, schon bevor er Razak auf die Razzia begleitete. Der leitende SIS-Mann hatte seinen »Vetter«, den CIA-Chef in der Hauptstadt, informiert. Beide warteten jetzt begierig auf Neuigkeiten. In Peschar war würde man heute nicht schlafen.

Colonel Razak kehrte mit mehreren Taschen voller Beute um Mitternacht aus dem Basar zurück. Die drei überlebenden Leibwächter waren in Zellen im Keller seines Gebäudes untergebracht worden. Dem gewöhnlichen Gefängnis würde er sie keinesfalls anvertrauen. Dort wäre ihre Flucht oder ein assistierter Selbstmord kaum mehr als eine Formsache gewesen. Islamabad hatte jetzt ihre Namen und war zweifellos in diesem Augenblick dabei, mit der amerikanischen Botschaft und der von dort operierenden CIA-Niederlassung zu feilschen. Der Colonel vermutete, dass sie am Ende in Bagram landen würden, wo man sie monatelang verhören würde – obwohl er den Verdacht hatte, dass sie nicht einmal wussten, wie der Mann hieß, den sie hatten beschützen sollen.

Das verräterische Handy aus Leeds war gefunden und identi-

fiziert worden. Allmählich wurde klar, dass der törichte Abdelahi es nur unbefugt ausgeborgt hatte. Jetzt lag er auf einem Tisch im Leichenschauhaus und hatte vier Kugeln in der Brust, aber sein Gesicht war unversehrt. Der Mann, der über die Balkonbrüstung gesprungen war, hatte einen zerschmetterten Schädel, doch der beste Gesichtschirurg der Stadt versuchte soeben, ihn wieder zusammenzusetzen. Als er getan hatte, was er konnte, wurde ein Foto von dem Toten gemacht. Eine Stunde später rief Colonel Razak mit schlecht verhohlener Aufregung bei O'Dowd an. Wie alle Antiterror-Organe, die im Kampf gegen islamistische Terrorgruppen zusammenarbeiten, verfügt auch das pakistanische CTC über eine umfangreiche Fotogalerie von verdächtigen Personen.

Es ist ohne Bedeutung, dass Pakistan weit von Ägypten entfernt ist. Unter den Terroristen von al-Qaida finden sich mindestens vierzig Nationalitäten und doppelt so viele ethnische Gruppen. Und sie reisen. Razak hatte die ganze Nacht vor einem großen Plasmabildschirm in seinem Büro verbracht und die Gesichter aus seinem Computer betrachtet, und immer wieder kehrte er zu einem bestimmten Gesicht zurück.

Aus den sichergestellten Pässen – elf Stück, alle gefälscht und alle von hervorragender Qualität – ging klar hervor, dass der Ägypter viel gereist war, und dabei hatte er offensichtlich sein Äußeres verändert. Aber dieses eine Gesicht – das Gesicht eines Mannes, der in der Vorstandsetage einer Bank im Westen nicht weiter aufgefallen wäre, der aber verzehrt wurde von einem Hass auf alles und jeden außerhalb seines eigenen verkorksten Glaubens – schien etwas mit dem zerschmetterten Gesicht auf dem Marmortisch gemeinsam zu haben.

Razak erreichte O'Dowd beim Frühstück mit seinem amerikanischen CIA-Kollegen in Peschawar. Die beiden Männer ließen ihr Rührei stehen und waren wenig später im Büro des CTC. Sie starrten das Gesicht auf dem Bildschirm an und verglichen es mit dem Foto aus dem Leichenschauhaus. Wenn das wahr wäre ... Und beide Männer hatten nur noch eines im Sinn: ihrer

Zentrale von dieser atemberaubenden Entdeckung zu berichten. Der Tote auf dem Tisch war niemand anders als Tewfik al-Qur, der al-Qaida-Finanzchef persönlich.

Am Vormittag kam ein Hubschrauber der pakistanischen Armee und holte alles ab: die Gefangenen, gefesselt und mit Kapuzen über den Köpfen, zwei Leichen und die Kartons mit dem Beweismaterial, das in der Wohnung sichergestellt worden war. Es regnete Dankesworte, aber Peschawar ist nur ein Vorposten. Das Zentrum des Geschehens verlagerte sich jetzt, und zwar schnell. Tatsächlich war es bereits in Maryland angekommen.

In der Folge der Katastrophe, die heute schlicht als 9/11 bekannt ist, wurde eines klar, und niemand konnte es ernsthaft leugnen: Hinweise nicht nur darauf, dass etwas im Gange war, sondern auch weitgehende Erkenntnisse darüber, was es war, hatte es die ganze Zeit gegeben. Es war da gewesen, wie solche Erkenntnisse fast immer da sind: nicht in einem einzigen Paket in schöner Geschenkverpackung, sondern bröckchenweise überall verteilt. Sieben oder acht der neunzehn wichtigen Nachrichtendienste und Justizbehörden der USA hatten diese Bröckchen. Aber sie sprachen nicht miteinander.

Seit 9/11 ist das anders. Jetzt gibt es die sechs Hauptinstanzen, die schon in einem frühen Stadium über alles informiert werden müssen. Vier davon sind Politiker: der Präsident, der Vizepräsident, der Außen- und der Verteidigungsminister. Die fünfte ist der Vorsitzende des Nationalen Sicherheitsrates, Steve Hadley, der für den Heimatschutz und die neunzehn Dienste zuständig ist. Und die sechste steht an der Spitze der Pyramide: der nationale Geheimdienstkoordinator John Negroponte, Director of National Intelligence.

Die CIA ist immer noch der wichtigste außerhalb der USA operierende Nachrichtendienst, aber ihr Direktor ist nicht mehr der einsame Wolf, der er früher war. Jeder reicht seine Erkenntnisse nach oben weiter, und die Parole heißt: zusammentragen und abgleichen. Unter den Riesen ist die National Security Agency in Fort Meade immer noch der größte, was Etat und Personal

angeht, und der geheimste. Nur die NSA unterhält keinerlei Verbindung zur Öffentlichkeit und zu den Medien. Sie arbeitet im Dunkeln, aber sie hört alles, entschlüsselt alles, übersetzt alles und analysiert alles. Manches von dem, was da abgehört, aufgezeichnet, heruntergeladen, übersetzt und analysiert wird, ist jedoch so unergründlich, dass »externe« Expertenkommissionen damit befasst werden. Eine davon ist die Korankommission.

Als die Schätze aus Peschawar – teils elektronisch, teils physisch – eintrafen, machten sich auch andere Organe an die Arbeit. Die Identifizierung des Toten war von entscheidender Bedeutung, und diese Aufgabe ging an das FBI. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden stand die Identität zweifelsfrei fest. Bei dem Mann, der in Peschawar über das Balkongeländer gesprungen war, handelte es sich tatsächlich um den führenden Mittelbeschaffer von al-Qaida und einen der wenigen Vertrauten Osama bin Ladens. Die Verbindung war durch seinen ägyptischen Landsmann Aiman al-Sawahiri hergestellt worden; er war es gewesen, der den fanatischen Bankier entdeckt und ange-
worben hatte.

Das Außenministerium übernahm die Pässe. Es waren elf – eine unglaubliche Anzahl. Zwei waren nie benutzt worden, aber die übrigen neun enthielten Ein- und Ausreisestempel aus ganz Europa, dem Nahen und dem Mittleren Osten. Es überraschte niemanden, dass sechs belgische Pässe darunter waren, jeder auf einen anderen Namen ausgestellt und allesamt absolut echt bis auf das, was darin stand.

In der globalen Geheimdienstszene gilt Belgien seit langem als löchriger Eimer. Seit 1990 wurden atemberaubende neunzehntausend belgische Blanko-Passformulare als gestohlen gemeldet, und diese Zahl beruht auf Angaben der belgischen Behörden. In Wahrheit wurden sie einfach von bestechlichen Beamten verkauft. Allein fünfundvierzig Pässe stammten aus dem belgischen Konsulat in Straßburg und zwanzig aus der belgischen Botschaft in Den Haag, unter anderem die der beiden marokkanischen Mörder des Anti-Taliban-Kämpfers Ahmed Schah Massud und

einer der sechs, die bei al-Qur gefunden worden waren. Die anderen fünf gehörten zu den immer noch verschwundenen 18935 Pässen.

Die Federal Aviation Administration, die amerikanische Luftfahrtbehörde, nutzte ihre Kontakte und ihren gewaltigen Einfluss im internationalen Luftverkehr, um Flugtickets und Passagierlisten zu überprüfen. Es war eine mühselige Arbeit, auch wenn die Zahl der relevanten Flüge durch die Ein- und Ausreisestempel weitgehend eingegrenzt war.

Langsam, aber sicher fügte sich alles zusammen. Anscheinend hatte Tewfik al-Qur den Auftrag gehabt, eine große Summe Geldes unbekannter Herkunft aufzutreiben, um damit unbestimmte Einkäufe zu tätigen. Nichts wies darauf hin, dass er diese Einkäufe selbst übernommen hatte; die logische Schlussfolgerung war deshalb, dass er anderen Personen die nötigen Mittel beschafft hatte. Die amerikanischen Behörden hätten alles dafür gegeben, zu erfahren, mit wem er zusammengetroffen war. Mit den Namen dieser Leute, so war zu vermuten, hätte man das gesamte geheime Netzwerk in Europa und dem Nahen und Mittleren Osten aufrollen können. Das einzige nennenswerte Land, das der Ägypter nicht besucht hatte, waren die USA.

In Fort Meade kam die Spur der Enthüllungen endlich zum Abschluss. Dreiundsiebzig Dokumente waren aus dem in Peshawar sichergestellten Toshiba gerettet worden. Ein Teil davon waren schlichte Flugpläne, und die darin enthaltenen Flüge, die al-Qur benutzt hatte, waren inzwischen bekannt. Bei anderen handelte es sich um öffentlich zugängliche Finanzreports, die den Financier anscheinend interessiert hatten, sodass er sie gespeichert hatte, um sie bei Gelegenheit zu studieren. Ihnen war nichts weiter zu entnehmen.

Die meisten Dokumente waren in englischer, einige aber auch in französischer und deutscher Sprache verfasst. Es war bekannt, dass al-Qur neben seiner arabischen Muttersprache alle drei Sprachen fließend beherrschte. Die verhafteten Leibwächter, die mittlerweile im Luftwaffenstützpunkt fröhlich plauderten, hat-

ten berichtet, der Mann habe auch gebrochen Paschto gesprochen, was darauf hindeutete, dass er einige Zeit in Afghanistan verbracht hatte, aber im Westen hatte man keinen Hinweis auf Zeitpunkt und Dauer dieses Aufenthalts.

Die arabischen Texte waren es, die Unbehagen hervorriefen. Da Fort Meade im Grunde ein riesiger Militärstützpunkt ist, untersteht es dem Verteidigungsministerium. Der Chef der NSA ist immer ein Viersternegeneral, und diesen bat der Leiter der arabischen Übersetzungsabteilung um ein Gespräch.

Die NSA beschäftigt sich seit den neunziger Jahren immer eingehender mit der arabischen Sprache, nicht nur wegen ihres Interesses an der Lage in Israel/Palästina, sondern auch wegen des zunehmenden islamistischen Terrorismus. Durch Ramzi Jusef und seinen Autobombenanschlag auf das World Trade Center im Jahr 1993 trat die Beschäftigung mit dieser Sprache weiter in den Vordergrund. Aber nach 9/11 hieß es: »Wir wollen über jedes einzelne Wort, das in dieser Sprache gesprochen wird, Bescheid wissen.« Infolgedessen beschäftigt die riesige arabische Übersetzungsabteilung Tausende von Übersetzern. Die meisten davon sind als Araber geboren und aufgewachsen, doch es finden sich auch ein paar nichtarabische Experten darunter.

Arabisch ist nicht nur *eine* Sprache. Abgesehen vom klassischen Arabisch des Korans und der akademischen Welt spricht eine halbe Milliarde Menschen mindestens fünfzig verschiedene Dialekte und Mundarten dieser Sprache. Spricht jemand schnell, mit einem unbekanntem Akzent, in einem regionalen Idiom, und ist die Aufnahmequalität schlecht, benötigt man meist einen Übersetzer, der aus derselben Gegend kommt wie der Sprecher, wenn man sicher sein will, dass wirklich jede Bedeutungsnuance erfasst wird.

Darüber hinaus ist es eine oft blumige Sprache voller Bilder, Schmeicheleien, Übertreibungen, Gleichnisse und Metaphern. Zudem kann sie sehr elliptisch sein: Gemeintes wird eher angedeutet als ausgesprochen. Sie ist also völlig anders als das eindeutige Englisch.

»Wir haben uns auf die beiden letzten Dokumente konzentriert«, sagte der Leiter der arabischen Übersetzungsabteilung. »Anscheinend stammen sie von zwei verschiedenen Personen. Wir halten es für möglich, dass das eine von Aiman al-Sawahiri persönlich und das andere von al-Qur stammt. Das Erste entspricht al-Sawahiris Sprachmustern, wie wir sie von früheren Reden und Videos kennen. Hundertprozentig sicher könnten wir natürlich nur sein, wenn es Tondokumente wären.

Das Antwortschreiben stammt anscheinend von al-Qur, aber in unseren Archiven findet sich kein Muster, dem wir entnehmen können, wie er Arabisch schreibt. Als Banker hat er hauptsächlich Englisch gesprochen und geschrieben.

In beiden Dokumenten finden sich jedoch wiederholt Verweise auf den Koran und auf bestimmte Passagen daraus. Sie rufen Allahs Segen auf irgendetwas herab. Ich habe eine Menge Arabisch-Fachleute, aber die Sprache des Korans und ihre subtile Bedeutungsvielfalt ist von besonderer Qualität, und sie wurde vor vierzehnhundert Jahren niedergeschrieben. Ich glaube, wir sollten die Korankommission einen Blick darauf werfen lassen.«

Der General nickte. »Okay, Professor, wie Sie wollen.« Er sah den Abteilungsleiter an. »Trommeln Sie unsere Koranexperten zusammen. Fliegen Sie sie ein. Keine Verzögerungen, keine Entschuldigungen.«

ZWEI

Die Korankommission bestand aus vier Männern, drei amerikanischen und einem britischen Akademiker. Alle waren Professoren, keiner war Araber, aber sie alle hatten ihr Leben mit dem Studium des Korans und der vielen tausend gelehrten Kommentare dazu verbracht.

Einer arbeitete an der Columbia University in New York, und auf Befehl von Fort Meade wurde ein Militärhubschrauber entsandt, der ihn zur NSA bringen sollte. Zwei waren in Washington, D. C., der eine bei der Rand Corporation, der andere bei der Brookings Institution, und sie wurden von Dienstwagen der US-Army abgeholt.

Der vierte und jüngste war Dr. Terry Martin von der School of Oriental and African Studies in London, zurzeit Gastdozent an der Georgetown University in Washington, D.C. Die SOAS gehört zur London University, und ihre Arabistik-Abteilung genießt weltweit großes Ansehen.

Was die Kenntnis alles Arabischen anging, hatte der Engländer den anderen etwas voraus. Er war als Sohn eines Buchhalters bei einer großen Ölfirma im Irak geboren und aufgewachsen, und sein Vater hatte ihn mit Bedacht nicht auf die angloamerikanische Schule geschickt, sondern auf ein privates Institut, das die Söhne der gesellschaftlichen Elite des Irak ausbildete. Mit zehn Jahren konnte Terry unter seinen Mitschülern als arabischer Junge durchgehen, zumindest in sprachlicher Hinsicht. Nur mit seinem rosigen Gesicht und seinem buschigen rötlich blonden Haar konnte man ihn niemals *vollends* für einen Araber halten.

1965 geboren, war er elf Jahre alt, als Mr. Martin Senior beschloss, den Irak zu verlassen und ins sichere Großbritannien

zurückzukehren. Die Baath-Partei war wieder an der Macht, doch die eigentliche Macht hatte nicht Präsident Bakr, sondern der Vizepräsident, der einen skrupellosen Vernichtungsfeldzug gegen seine politischen Feinde führte, gegen reale wie gegen eingebildete.

Seit den milden fünfziger Jahren und der Regierungszeit König Feisals hatten die Martins bereits turbulente Zeiten hinter sich. Sie hatten das Massaker an dem jungen König und seinem prowestlichen Ministerpräsidenten Nuri Said erlebt, den gleichermaßen blutrünstigen Mord an seinem Nachfolger General Kassem vor laufender Kamera im Fernsehstudio und das erste Auftreten der brutalen Baath-Partei, die ihrerseits gestürzt worden und 1968 wieder an die Macht gelangt war. Sieben Jahre lang sah Martin senior zu, wie der psychopathische Vizepräsident Saddam Hussein immer mächtiger wurde, und 1975 kam Martin zu dem Schluss, dass es Zeit war, das Land zu verlassen.

Sein älterer Sohn Mike war dreizehn und alt genug für ein britisches Internat. Martin senior bekam einen guten Posten bei Burmah Oil in London – ein gewisser Denis Thatcher, dessen Frau soeben die Vorsitzende der Konservativen Partei geworden war, hatte ein freundliches Wort für ihn eingelegt. So waren alle vier, der Vater, Mrs. Martin und die Söhne Mike und Terry, zum Weihnachtsfest wieder in Großbritannien.

Terrys brillanter Verstand war bereits aufgefallen. Er glitt durch Prüfungen, die für zwei oder drei Jahre ältere Jungen gedacht waren, wie ein heißes Messer durch ein Stück Butter. Man ging – wie sich zeigte, beinahe zu Recht – davon aus, dass er mit einer Serie von Stipendien durch die Oberschule und dann nach Oxford oder Cambridge kommen würde. Aber er wollte seine arabischen Studien weiter betreiben. Noch als Schüler bewarb er sich bei der SOAS; im Frühjahr 1983 bestand er die Aufnahmeprüfung, und ab Herbst desselben Jahres studierte er die Geschichte des Nahen Ostens.

Nach drei Jahren legte er mühelos ein erstklassiges Examen ab und verwandte drei weitere Jahre auf seine Promotion, bei

der er sich auf den Koran und die ersten vier Kalifate spezialisierte. Danach nahm er ein Sabbatjahr, um seine Koranstudien am berühmten al-Azhar-Institut in Kairo fortzusetzen, und bei seiner Rückkehr bot man ihm im jugendlichen Alter von fünf- undzwanzig Jahren eine Dozentur an – eine beachtliche Ehre, denn in allen Fragen des Arabischen ist die SOAS eine der strengsten Schulen der Welt. Mit vierunddreißig wurde er zum Assistenzprofessor befördert, und mit vierzig war er für eine Professur vorgesehen. Er war einundvierzig, als die NSA an jenem Nachmittag um seinen Rat bat, und verbrachte gerade ein Jahr als Gastprofessor an der Georgetown University, denn im Frühjahr 2006 war sein Leben in Stücke gegangen.

Der Abgesandte aus Fort Meade fand ihn in einem Hörsaal, wo Terry Martin eben eine Vorlesung über die Lehren des Korans und ihre Relevanz für die heutige Zeit zum Abschluss brachte.

Selbst aus den Kulissen war deutlich zu spüren, dass seine Studenten ihn mochten. Der Hörsaal war brechend voll. Er gestaltete seine Vorlesung wie eine lange, zivilisierte Konversation unter Gleichen. Nur selten warf er einen Blick in seine Notizen. In Hemdsärmeln ging er auf und ab, und seine kleine, rundliche Gestalt verströmte den Enthusiasmus, mit dem er seine Gelehrsamkeit vermittelte und teilte. Jede Äußerung aus dem Auditorium behandelte er mit ernsthafter Aufmerksamkeit, und niemals demütigte er einen Studenten wegen mangelhaften Wissens. Er hielt seinen Vortrag knapp und ließ reichlich Zeit für die Fragen der Studenten. Die Frage-und-Antwort-Runde war im Gange, als der Agent aus Fort Meade in den Kulissen erschien.

Jemand in einem roten Hemd in der fünften Reihe hob die Hand. »Sie haben gesagt, mit der Bezeichnung ›fundamentalistisch‹ in Bezug auf die Philosophie der Terroristen sind Sie nicht einverstanden. Warum nicht?«

Angesichts der seit 9/11 über Amerika hinwegflutenden Woge des öffentlichen Interesses an allem, was arabisch, islamisch oder koranwissenschaftlich war, wechselte jede solche Fragerunde

